

zogtum Luxemburg, dessen Herrscherhaus im Spätmittelalter einige nicht unbedeutende röm.-dt. Kaiser und Könige stellte (Heinrich VII., Karl IV., Sigismund), über Zeiten der Fremdherrschaft zum Wiedererstehen als kleines Großherzogtum Luxemburg (knapp 1/3 der Fläche seiner größten Ausdehnung). Das Suchen, Finden und Behaupten luxemburgischer Eigenart gegen Fremdbestimmung und Einfluss von französischer, belgischer, niederländisch(-spanisch)er oder deutscher Seite führte trotz aller Widerstände nicht nur zur staatlichen (im Zuge der belgischen Revolution 1839, bis 1870 in Personalunion durch den König der Niederlande als Großherzog regiert), sondern auch zur kirchlichen Selbstständigkeit durch die Errichtung zunächst eines Apostolischen Vikariates (1840) und schließlich des Bistums Luxemburg (in den Grenzen des Staatsterritoriums), dessen 150. Wiederkehr des Gründungstages äußeren Anlass dieser „kleinen Diözesengeschichte“ bot. Äußere Gegebenheiten, wie etwa die Situationen in und nach den beiden Weltkriegen, bargen immer auch Gefährdungspotenziale von unterschiedlichen Seiten mit jeweils eigenen Interessen für beide Selbständigkeiten. Der Verfasser stellt ebenso das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, das von scharfer Gegnerschaft über engste Zusammenarbeit bis hin zur „Trennung von Staat und Kirche“ (2015) reicht, womit man sich, allerdings einvernehmlich, den Verhältnissen im westlichen Nachbarland annähert, wie auch das innerkirchliche Leben dar, das manche Parallelen zum östlichen Nachbarn aufweist, auch im Niedergang des kirchlichen Lebens oder anders ausgedrückt, der größer werdenden Differenz zwischen aktiver Teilnahme am kirchlichen Leben und passiver Mitgliedschaft im „Verein“. Äußere Höhepunkte der Bistumsgeschichte waren die Erhebung Luxemburgs zum Erzbistum (1988) und die ihres aktuellen Oberhirten Jean-Claude Hollerich zum Kardinal (5.10.2019). Obwohl die Bistumsgeschichte also quasi bis zum Vorabend ihrer Drucklegung fortgeführt wird, werden aktuell bewegende Themen wie sexueller Missbrauch oder die Rolle der Frau in der Kirche zumindest im Buch nicht thematisiert. Im Kapitel „Der Klerus, Spiegelbild der Kirche“ (112–118) geht es um die Leistung einiger herausragender Priesterpersönlichkeiten, um die frühere gesellschaftliche Stellung des Priesters und deren Demontage, den kontinuierlichen

Rückgang der Berufungszahlen, alles auch hier bekannte Phänomene. Im Kapitel „Laien als Mitgestalter von Kirche“ (118–121!) werden Frauen nur unter dem „Oberbegriff“ Laien summiert, sei es als Ordensfrauen (deren Zahlen ebenfalls zurückgehen), sei es als kirchliche Mitarbeiterinnen (auch in der Pastoral) oder als ehrenamtlich Tätige, hier zugleich den einzigen Bereich mit Wachstumspotenzial darstellend. – Der Autor hat nicht nur seinen „schon immer“ gehegten Wunsch erfüllt, eine Diözesengeschichte zu schreiben, immerhin „detailreich und konzentriert, mit hauptsächlichen und repräsentativen Ausführungen“, sondern auch die von ihm konstatierte „Marktlücke“ geschlossen (7), die aber vielleicht auch nur von Luxemburgern empfunden wurde. Gleichwohl ist es ihm gelungen, sein Land mit seiner Geschichte und seinen Menschen insbesondere der letzten zwei Jahrhunderte auch den Nachbarn hüben wie drüben näherzubringen.

Bonn

Norbert M. Borengässer

LITURGIE

♦ Franz, Ansgar / Kurzke, Hermann / Schäfer, Christiane (Hg.): Die Lieder des Gotteslob. Geschichte – Liturgie – Kultur. Mit besonderer Berücksichtigung ausgewählter Lieder des Erzbistums Köln. Katholisches Bibelwerk Verlag, Stuttgart 2017. (1314) Geb. Euro 78,00 (D) / Euro 80,20 (A) / CHF 79,52. ISBN 978-3-460-42900-0.

Man muss den Band erst einmal in die Hand nehmen: Es ist ein kleines Kunststück, 1300 Seiten in diesem Format auf ein Gewicht von nur 1500 Gramm zu begrenzen! Ungleich gewichtiger ist jedoch sein Inhalt, nämlich eines mustergültig zusammengestellten Kommentars zu den Liedern des Gotteslobs. Wenn es dem Konzil von Trient darauf ankam, in Ergänzung zum Wort Gottes, das in der Heiligen Schrift verkörpert ist, auch die Tradition als Quelle des gläubigen Bewusstseins wertzuschätzen, dann hatten nicht einmal die Väter des Konzils von Trient einen Begriff davon, was Tradition genau besagt. Man muss sich jedoch nur einmal das großartige, über die Jahrhunderte immer weiter gewachsene und sich verändernde Liedgut vor Augen führen, um einen Begriff von der theologischen Valenz dieses Traditionsguts zu haben. Bereits ein Blick in die Zusammenstellung

der Gesangbücher und Quellenwerke im Anhang (1239–1286) vermittelt eine Vorahnung von der theologischen Valenz dieses Liedguts im deutschen Sprachraum. Nur wenige Systematiker der Theologie haben das von Prosper von Aquitanien im 5. Jahrhundert aufgestellte Prinzip „*lex orandi, lex credendi*“ in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gestellt. Eine rühmliche Ausnahme ist der vor wenigen Jahren verstorbene Alex Stock, der die ästhetische Zugangsweise zum theologischen Denken mit Erfolg zu rehabilitieren suchte. Auch formal sucht der vorliegende Band den Gesetzen der Ästhetik Rechnung zu tragen: ein musizierender Engel auf dem Cover lädt ein, den Buchdeckel zu öffnen, zwei Lesebändchen sind beim Nachschlagen hilfreich, der Schrifttyp ist sehr lesefreundlich, der Zweifarbendruck ansprechend. Wie die Herausgeber im Nachwort mit Recht vermerken, hat es ein vergleichbares Kommentarwerk für das Gotteslob bisher nie gegeben. Es stellt ein gewaltiges, äußerst arbeitsintensives Projekt dar, das in einem Zeitraum von etwa 12 Jahren entstanden ist. Das Gesangbucharchiv der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz war für begleitende Forschungsarbeiten eine ausgezeichnete Ressource. Die Besprechung der Lieder folgt einem klaren Schema: Das Lied in der Fassung des Gotteslobs, gegebenenfalls weitere (auch ältere) Versionen, theologische Besprechung mit besonderer Berücksichtigung der Wirkungsgeschichte und des gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrunds, Literaturangaben. Führen wir uns ein Beispiel vor Augen: Das bekannte Adventslied „Tauet Himmel“ spiegelt in seinen unterschiedlichen Fassungen ein ganzes Panorama der Frömmigkeitsgeschichte von der Barockfrömmigkeit, der Aufklärung, der Restauration (mit einem besonders sympathischen Vertreter in der Gestalt von Heinrich Bone) bis in die Gegenwart hinein. Die bunte Vielfalt straft das Klischee eines uniformierten Katholizismus Lügen und steht für eine starke Betonung der Regionalität (1063–1070). Besonders interessant ist die theologische Analyse des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden“, die hinter der barocken Formensprache die tief im Mittelalter verankerte Spiritualität herausarbeitet. Besonders erfreulich ist der kritische theologische Blick, den auch eine scheinbare Vertrautheit mit einem traditionellen Lied nicht trüben kann. So wird zu „Maria, Maienkönigin“ gesagt: „Die *Maienkönigin* ist eine Königin der Gegenauflklärung des

19. Jahrhunderts, ein ideologisches Konstrukt von 1844, eine Maria ohne Christus, ohne Vater, Sohn und Heiligen Geist. Der farbige Nebel, den sie verbreitet, ist überall einsetzbar, wo man Nebel braucht – im Interesse von Majestäten und Autoritäten, im Interesse von Desinformation und Aufklärungsverhinderung, im Interesse von Fortschrittsverweigerung zugunsten nostalgisch aufgeladener Vergangenheitsbeschwörung. [...] Sie reicht nicht einmal heran an ihre römische Urahne, die Göttin Flora. Sie ist keine sinnfrohe Naturgottheit, sondern nur ein dürftiges Projekt der Gegenmoderne.“ (750) Eine erfrischend klare Sprache, die sich nicht vor einer römischen Zensur fürchtet, die solche Worte wohl nicht einmal mehr als „geeignet, fromme Ohren zu verletzen“ qualifizieren würde, sondern geneigt wäre, noch tiefer in die Kiste der Strafsanktionen zu greifen! Die Lektüre der Kommentare macht deutlich, wie sich „ein faszinierendes Panorama der Geschichte des Glaubens und der Frömmigkeit“ (1311) ausbreitet. Eine eigene Dimension, die in der Wirkungsgeschichte der besprochenen Lieder immer wieder zur Sprache kommt, ist die Ökumene. Gerade in der Aneignung „fremden“ Liedguts ist zu beobachten, dass die Praxis der Frömmigkeit der lehramtlichen Entwicklung weit voraus ist. Es wäre ein spannendes Feld für die Forschung, dieser Frage nachzugehen. Falls es an die Herausgeber/innen dieses gewaltigen Opus überhaupt einen offenen Wunsch gäbe, dann diesen: eine Vernetzung mit dem World Wide Web herzustellen, wo enorme Ressourcen der besprochenen Lieder sowohl in Solo-Interpretationen als auch im Volksgesang zu finden sind. Doch damit eröffnet sich ein weites Feld, das zudem dauernd neu bestellt wird. Außerdem ist es den Lesern/Leserinnen zuzumuten, selbst Recherchen anzustellen. Fazit: Man wünscht sich diesen außergewöhnlichen Band in möglichst viele Hände, nicht nur in den verhältnismäßig kleinen Kreis der liturgischen Profis. Die Auseinandersetzung mit Texten und Melodien der behandelten 300 Lieder, können entscheidend dazu beitragen, den Gesang im Gottesdienst neu wertzuschätzen. Noch ein kleiner, persönlicher Nachtrag: im Ranking der von mir in den letzten Jahren besprochenen Bücher, steht diese Publikation ganz oben! Ich wünsche sie allen in die Hand, die daran interessiert sind, den Gesang im Gottesdienst theologisch zu reflektieren.

Bamberg / Linz

Hanjo Sauer